



Hebamme
Anna-Maria Held



Die Hebammen schülerin



edition
riedenburg



Geschafft! Als zweifache Mutter darf Anna-Maria wieder die Schulbank drücken. Doch die theoretische Ausbildung an der Hebammenschule ist nur die halbe Miete. Denn jetzt heißt es, im Kreißsaal werdenden Müttern Mut zu machen und sich gegen internes Gezicke durchzusetzen. Hebamme zu werden ist Anna-Marias Herzenswunsch – wären da nicht die vorgeschriebenen Praktika im OP und andere Hürden ...

„Die Untersuchung erwies sich als sehr mühsam, weil der Muttermund Richtung Rücken lag, ich aber seine Länge abschätzen musste. Das war natürlich recht unangenehm für die Frau, jedoch unumgänglich. ‚Der Muttermund liegt bestimmt in der Nähe vom G-Punkt, oder?‘, fragte mich der Mann. ‚Ich muss den nämlich auch (!) immer sehr suchen, das dauert oft ewig! Ist immer ein ziemlich Gewühle!‘ Der Frau war das ziemlich peinlich. Ich schämte mich fremd. Dann sammelte ich mich kurz, bevor ich meinen Untersuchungsbefund präsentieren konnte.“

Anna-Maria Held wurde 1980 geboren. Sie arbeitet als freiberufliche Hebamme und wohnt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Norddeutschland. Mit ihrem Buch „Die Hebammenschülerin“ gewährt sie tiefe Einblicke in den Kreißsaal-Alltag und lässt auch andere an Presswehen, Stillbrüsten und Co teilhaben.

edition
riedenburg
editionriedenburg.at



9 783802 943491

ISBN 978-3-902943-49-1



*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

Hebamme Anna-Maria Held

Hinweis:

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Ortsangaben und Personennamen sind fingiert. Übereinstimmungen mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Das persönliche Erleben und die schriftlichen Ausführungen der Autorin sind subjektiv. Das vorliegende Buch versteht sich nicht als medizinischer Ratgeber.

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr. Weder Autorin noch Verlag können für eventuelle Nachteile oder Schäden, die aus den im Buch vorliegenden Informationen resultieren, eine Haftung übernehmen. Befragen Sie im Zweifelsfall bitte Hebamme, Stillfachpersonal, Arzt oder Apotheker. Eine Haftung der Autorin bzw. des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ebenfalls ausgeschlossen.

Markenschutz:

Dieses Buch enthält eingetragene Warenzeichen, Handelsnamen und Gebrauchsmarken. Wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sein sollten, so gelten trotzdem die entsprechenden Bestimmungen.

1. Auflage	September 2014
© 2014	edition riedenburg
Verlagsanschrift	Anton-Hochmuth-Straße 8, 5020 Salzburg, Österreich
Internet	www.editionriedenburg.at
E-Mail	verlag@editionriedenburg.at
Lektorat	Dr. Heike Wolter, Regensburg Anna Rockel-Loenhöf, Unna

Bildnachweis Babyfotos: © Barbara Helgason - Fotolia.com

Satz und Layout edition riedenburg
Herstellung Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-902943-49-1

Die Hebammen schülerin

 edition
riedenburg



Inhalt

Der Einführungsblock	7	Thai und deutsch – das geht nie!	65
Das Kinderzimmer	13	Das Denkarium	68
Veronika und ich	14	Abschiednehmen	70
Hepatitis und Verbrecher	16	Der abgesagte Wunschkaiserschnitt	71
Leben und Tod ...	19	Unerfüllte Hoffnung	73
Die Innere	23	Geburt online – „Gefällt mir“	75
Komplette Isolation	24	Pretty Woman mit Ausfluss	77
Keine Happy Ends	26	Der Kreißsaalknast	79
Der Kreißsaal	31	Kommt ein Mann zur Geburt ...	82
Alte Besen kehren ... beängstigend	32	Pretty Woman stinkt zum Himmel	85
Yvette 21	34	Eigene Wege	86
Wie lange kann das dauern?	35	Das dritte Ausbildungsjahr	89
Kaiserschneiderei	36	We are the champions!	90
„Sei mal kurz leise, das Kind kommt“	37	Ein Mann in den Wehen	92
Mutterliebe auf den zweiten Blick	38	Wehnen und Orgien	96
Der Reihe nach	39	Tripper? Woher denn!	99
Muslimische Frauen und der feste Griff	41	Don Juan mit Zahnlücke	100
Geburt und drumherum	43	Im OP	103
Fifty Shades of Waldemar	46	Unverfilmtes Soapmaterial	104
In der Schule	49	Der OP – wahrlich nichts für mich ...	106
Stellungswechsel im Kreißsaal	53	Der OP – noch immer wahrlich nichts für mich ...	111
Die Sache mit dem CTG	54	Und noch immer: Der OP – nichts für mich ...	113
Ohne Rauch geht's auch. Oder?	57	OP und NZO – beide nichts für mich ...	116
Go Mutter go!	61	Noch 179 Tage bis zur Hebamme	119
Muttermund und PDA	63	Eva – Genie und Wahnsinn	120
Geschenk aus dem Wasser	64	Examensluft	122
		Narkosefrösche und Geburt für Kinder	127
		Das Examen rückt noch näher	130
		Ey Alter, ich will ne PDA!	131
		Mein erster Dammschnitt	133
		Weihnachten ohne Gänsebraten	134
		Maria und Mutterkuchen zum Examen	138
		Endlich Hebamme!	144

Der Einführungsblock



Ich ging wieder zur Schule, war das nicht schön?

Seit dem 1. April lautete meine offizielle Berufsbezeichnung nun „Hebammenschülerin“.

Wem immer ich das auch erzählte, der fragte nicht mehr wie früher bei „Bankkauffrau“: „Aha, und was macht man da? Banken kaufen?“, sondern wusste Bescheid. Es kam entweder ein: „Oh, ist DAS ein toller Beruf!“, oder ein „Hast Du Dir das gut überlegt? Du weißt, dass man als Hebamme nicht immer nur schöne Dinge erlebt, oder?“

Letztere war übrigens meine „Lieblingsreaktion“: Mein Gott, manche Menschen dachten, ich wäre blöd *und* naiv!

Oder aber es kam ein: „So was könnte ich nicht, ist das nicht manchmal ziemlich eklig?“

Ablage und Tabellenkalkulation fand ich auch manchmal ziemlich eklig, von daher ...

Als ich meinen Eltern davon erzählte, sagte mein Vater voller Optimismus: „Also, wenn du uns jetzt erzählt hättest, dass du ins Kloster gehen möchtest, hätte uns das weniger überrascht.“

Bereits nach zwei Tagen hatte mich mein Sohn hochinteressiert gefragt, ob ich denn schon Freunde in meiner Schule gefunden hätte oder ob ich allein in der Pause spielen müsste. Das musste ich nicht, wengleich meine Mitschülerinnen völlig unterschiedlich waren und es auf Anhieb gar nicht so einfach war, die passende Pausenfreundin zu finden.

In unserer Klasse hatten wir beispielsweise eine Hebammenschülerin, die Michaela hieß. Leider ergab es sich selten, dass wir uns unterhalten konnten, denn sie hatte schrecklichen Mundgeruch. Bei geschätzten fünf Hektolitern Kaffee und zwölf Raummetern Zigaretten, die sie täglich konsumierte, war das kein Wunder. Und das, wo sie eigentlich sehr nett war.

Aufregenderweise trampelte Michaela wöchentlich zur Schule und von dort aus zurück nach Stuttgart. Dementsprechend „flexibel“ waren ihre Ankunftszeiten zum Unterricht.

Als weiteres Highlight hatten wir drei Mädels in der Klasse, bei denen ich nicht verstehen konnte, wieso sie sich für diesen Ausbildungsgang interessierten – und zum anderen, wer sie als Hebammenschülerinnen akzeptiert hatte.

Das Erste der besagten Mädchen hieß Heidrun, 18, ein Topmodelwürdiges Mäuschen, aber ständig nur am Rummotzen. Jede Antwort, die sie im Unterricht gab, kam in einem „Eigentlich hab ich keinen Bock, hier irgendwas zu sagen, aber ich lasse mich für euch Idioten einfach mal herab und mach es trotzdem“-Ton.

Die Zweite in dieser „Clique“ war Veronika. Sie war 19 und befand sich, glaube ich, schon damals in einer Art Midlife-Crisis – hatte keine Kinder, wollte auch keine Kinder, weil „es blöd war, in diese beschissene Welt noch Kinder zu setzen“. Dafür hatte sie eine Katze und einen merkwürdigen Kleidungsstil. Sie lachte und ging wie ein Mann, und fand es total blöd, dass wir Klausuren schrieben, die auch noch eingesammelt und benotet werden wurden. Sie fühlte sich „total kontrolliert“ und „nicht frei“. Dass wir theoretisch alle Klausuren mit einer Sechs schreiben und die Prüfung trotzdem mit einer Eins bestehen konnten, hatte sie anscheinend nicht verstanden.

Veronika hatte ein eher derbes Vokabular. Eines Tages unterhielten wir uns im Unterricht über Mitgefühl, Empathie und Mitleid. Dies war Veronikas Beitrag: „Wenn’s mir richtig scheiße geht, und mir mein Kumpel auch noch sagt, „Mann siehst du scheiße aus, geht’s dir scheiße?“, dann fühle ich mich erst recht scheiße. Also Mitleid an sich ist echt scheiße.“

Die Dritte im Bunde war Christel. Ich kannte sie aus dem Assessment-Center. Und da war sie noch Christel gewesen. Jetzt war sie Veronika zwei. Mit 21 hatte sie ihren ureigenen Charakter noch nicht gefunden. Daher lachte und ging sie wie Veronika und fühlte sich ebenfalls unfrei und kontrolliert.

Ich verbrachte die meiste Zeit mit Michelle. Sie sah aus wie eine irische Elfe: rote, feine Haare, heller Teint, Sommersprossen, sehr grazil. Der Schein sollte trügen. Wann immer wir gemeinsam für Klausuren lernten, entpuppte sie sich als knallharte Sklaventreiberin. Was ich übrigens sehr brauchte. Ohne Michelle kam ich einfach nicht klar. Sie wurde meine Freundin. Der Rest unserer Klasse war „unauffällig“.

Unsere Lehrer waren ebenfalls sehr unterschiedlich. Unsere Klassenlehrerin, Frau Müller, war 65 und der Inbegriff einer Hebamme. Sie war ein wenig schrumpelig und hatte knubbelige Füße. Meist war sie unglaublich lustig und hatte gleichzeitig eine total ruhige Ausstrahlung. Jede Aufregung war sofort vorbei, wenn sie nur einmal ihren „Ist das wirklich so schlimm?“-Blick aufsetzte.

Emanzipiert war sie auch, glaube ich.

„Sie sind hier 20 Frauen! Seien Sie stolz drauf! Machen Sie was draus! WIR SIND KEINE PASSIVEN FRAUEN!“

Bestimmt hatte sie wichtige Feministinnen zur Freundin.

Die anderen Lehrhebammen waren etwas jünger. Eine war etwas energischer und geradliniger, eine etwas verwirrter, eine etwas modemutiger (rote Haare, orangefarbener Pulli, lila Strickjacke), und eine etwas hyperaktiver. Letztere begattete die Tafel förmlich, weil sie beim Schreiben vor der Tafel rauf und runter sprang wie ein aufgezogenes Männchen. Außerdem drückte sie die Kreide beim Schreiben fast in die Tafel rein, aus Angst, es könnte nicht deutlich genug sein.

Eines hatten sie jedoch gemeinsam: Alle waren ein wenig schwerhörig. Wenn sie im Kreißsaal nur mit Frauen wie mir zu tun gehabt hätten, wären sie vermutlich sogar taub gewesen.

Zweimal die Woche hatten wir Arztunterricht. Meist von Assistenzärzten. Die kamen alle im weißen Kittel an, damit gleich mal klar war, welche Stellung die hatten. Aber unter dem Kittel waren sie auch wieder völlig unterschiedlich.

Einmal hatten wir Unterricht beim Narkosearzt Dr. Schönewald. Sein Unterricht in einem Kurs, wo fast nur 20-jährige, hormonegeplagte Mädels saßen, war wenig effektiv. Weil er nämlich ein Hübscher war. Als er den Raum betrat, machten die „Zwannis“ alle „Ooooooch ...“ und schmolzen dahin. Als er seine eheberingte Hand auf den Tisch legte, machte es laut „krackkrackkrackkrack“, das waren die Herzen der Zwannis.

Dr. Schönewalds Unterricht war ganz gut strukturiert, auch wenn er am Schluss des Themas „Entzündungen“ sagte: „Ach, wisst ihr, ver-

gesst die Stunde, ich glaube, das müsst ihr alles gar nicht wissen.“ (Erstaunlicherweise sagten uns alle Ärzte dann und wann, dass sie sich sehr wunderten, dass WIR „so was“ lernen mussten. Frau Müller meinte, das sei Hochmut. Ich glaube das auch. Hebammen und Ärzte sind sich ja meist nicht so ganz einig ...)

Davon abgesehen schrie Dr. Schönewald eines Tages nach einer von ihm ruhig gestellten Frage: „WER WEISS ES? NA? NA? NA? DU? ODER DU? NA? WER?!“, trommelte wie wild mit seinen Fingern auf dem Tisch herum und beruhigte sich nur schwer wieder. Ich glaube ja, dass er täglich an seinen Narkosemitteln schnüffelte und an diesem Tag kräftig auf Entzug war.

Und dann hatten wir noch Hygieneunterricht bei Mr. Hygieneman himself: Herrn Meyerhoff. Er sah Bakterien und Viren und Keime ÜBERALL. Seine Haare hatte er sich vorsorglich abrasiert. Die hätten sonst eine Ansamlungsstelle für Keime darstellen können. Und eine durchgestrichene Hand auf einer Brosche trug er auch. Zumindest sah es so aus. Man hätte denken können, er wolle keinem die Hand geben. Das störte ihn nicht, er fand das ganz gut.

Ob er sich abends, wenn er nach Hause kam, in ein Desinfektionsbad legte zur Entkontamination? Ich konnte es mir ernsthaft vorstellen. Kuschelig war er bestimmt nicht. Deswegen war er vermutlich auch Single.

Die Hebammenschulzeit war nicht wirklich viel anders als die „normale“ Schulzeit. Man begegnete lustigen, kuriosen, verrückten, anstrengenden Leuten, da starb keine Spezies aus. Zickenkriege gab's auch unter „Älteren“, und das teils so offensiv, dass ich mich jedes Mal, wenn ich es mitbekam, freudschämte.

Und dann die ewige Meckerei! In unserer Klasse hätte ich das anders erwartet. Wenn ich daran dachte, dass wir am Anfang – beziehungsweise während des Assessment-Centers, wo noch keiner wusste, ob man genommen werden würde – wirklich ALLES für den Platz getan hätten (und WAS sie alles dafür gegeben hätten ...), war ich sehr verwundert darüber, dass sich wenig später einige am laufenden Band beschwerten. Selbst solche, die erst nach Jahren einen Platz ergattert hatten.

die Sanduhr rann. Und das Schlimmste war: Die Sanduhr konnte nicht umgedreht werden. Einmal-Sanduhren waren entsetzlich. Vor allem dann, wenn man nicht akzeptieren wollte, dass es Einmal-Sanduhren waren. Man zerrte an ihnen herum, kriegte sie nicht vom Fleck, und in dieser Zeit war bereits viel, viel feiner kostbarer Sand nach wie vor viel zu schnell nach unten durchgelaufen.

In fünf Jahren hätten sie Silberhochzeit gefeiert. Ich hätte den Sand gern etwas verklumpt. Ich hätte ihnen gern eine Glückwunschkarte geschickt. Ich hätte gern eine Dankeskarte von ihnen gemeinsam bekommen. Aber so war das mit den Einmal-Sanduhren. Man scheiterte an ihnen. Ich ganz besonders.

Mir hat die Zeit auf der Inneren auch für mich persönlich einiges beigebracht. Dinge „einfach mal zu machen“, ohne groß darüber nachzudenken, ob einem nach Würigen war oder nach auf der Stelle Umkippen. Ich habe einige Grenzen überschritten, von denen ich vorher nie wusste, dass ich das konnte. Gut, die Innere hatte vermutlich noch nie so hohen Verschleiß bezüglich Mund-Nasenschutz und Aromaölen zu verzeichnen. Aber ich hatte gelernt: Wenn mein Geruchsempfinden ausgeschaltet war, ging der Rest ganz von allein.

Einmal jedoch konnte mein Duftöl gegen eine sehr permanente Duftmarke nichts ausrichten und es wäre fast zu einer Gratis-Kastration gekommen.

Herr S., 93 Jahre alt, führte auf einem Toilettenstuhl ab. Aber wie! Ich wusste nicht, dass ein Mensch so viel auf einmal „eimern“ kann, meine Güte noch eins. Und weil es so gestunken hat und die Dämpfe schon durch meinen Mund- und Nasenschutz kamen, auf den ich extra viel Rosmarinöl draufgetropft hatte, wollte ich den Eimer vor allen anderen „Aufräumarbeiten“ aus dem Zimmer bringen und zog ihn nach hinten raus. Bis Herr S. aufquietschte. Er klemmte irgendwie, der Eimer. Und ich zog nochmals beherzt, der Gestank musste schließlich weg. Herr S. quietschte erneut. Diesmal etwas lauter. Und es klemmte schon wieder. Weil ich sein bestes Stück nämlich fast mit abgerissen hätte. Konnte der nicht was sagen?

„Sie brauchen auch Ihren Spaß, na Schwesterchen?“, meinte Herr S. grinsend. Ja, den konnte man auf der Inneren wahrlich gebrauchen. Und mit 93 Jahren war so ein Körperteil ja auch nicht mehr großartig wichtig.

Der Kreißsaal



„Ach was, das kommt Ihnen nur so vor“, beschwichtigte ich. Was hätte ich denn sagen sollen? Etwa „Stimmt, bitte nehmen Sie mich mit. Ich werde hier täglich geschlagen?“

Nach so einer Anmache traute man sich nämlich gar nichts mehr zu. Noch nicht mal die simple Vorstellung der eigenen Person. Wie z. B. „Guten Tag! Ich bin Hebammenschülerin Anna-Maria Held. Was kann ich für Sie tun? Was haben Sie für Beschwerden?“, aus Angst, dass Eva gleich ums Eck springen und „FALSCH!“ brüllen würde.

Zu Hause sagte ich meinem Mann: „Wenn ich morgen Abend nicht nach Hause komme, frag im Kreißsaal nach. Vielleicht hat Eva mich abgestochen, weil ihr schlecht geworden ist, als sie sah, wie ich ein Kind gewickelt habe.“

Yvette 21

Yvette, 21, bekam ein Baby. Der Name war Programm. Vorweg muss ich sagen, dass die einfach gestrickten Frauen meistens sehr komplikationslose Geburten hinlegten, die hatten nämlich nichts, was sie im Kopf groß einschalten konnten. Von daher wurde jede Übergabe „In Zimmer 1 haben wir Frau W., etwas simpel gestrickt“ mit einem Aufatmer bedacht, denn man wusste, das war in der Regel eine schnelle Geschichte.

Yvette hatte Mutter und Freund mit im Kreißsaal. Ihre Mutter berichtete in der aktiven Austreibungsphase haarklein von ihren drei eigenen Geburten. Yvette war schon am Ende ihrer Kräfte, heulte hysterisch und jaulte und wimmerte, so dass ich sie einmal gehörig ermahnen musste, sich etwas zu beruhigen und nicht völlig durchzudrehen.

Kaum hatte Yvette sich im Griff, erzählte die Mutter munter weiter. Der Freund von Yvette stand da wie ein Häufchen Elend, aber er hielt seinen Magen tapfer im Zaum.

Dann wurde das Köpfchen geboren, der restliche Körper brauchte noch eine Wehe. Die nicht so richtig kam.

Wir warteten drei, vier Minuten auf den Rest des Kindes. Ich hatte so eine Anspannung in mir, dass mir diese Minuten wie eine komplette Jahreszeit vorkamen.

Als das Kind dann endlich geboren wurde, musste ich heulen und kriegte mich gar nicht wieder ein. Vorher schön die große Klappe gehabt „Dreh mal nicht durch, Yvette!“, und dann das. Superprofessionell.

Ich heulte die Mutter voll, ich heulte den Mutterkuchen voll, den ich noch auf Vollständigkeit untersuchen musste, ich heulte und heulte und heulte. Und heulte. Und heulte. Und als ich wieder ins Zimmer zurückkehrte, um die Neugeborenenuntersuchung zu machen, heulte ich immer noch. Eine Beruhigung war nicht in Sicht.

So nahm ich mir den kleinen Jungen und sagte: „Na, komm zur heulenden Tante!“

Meine Kollegin Anja fand mein Verhalten ungeheuer süß und authentisch. Sie meinte: „Mich werden sie bald vergessen haben, aber an die niedliche, heulende Hebammenschülerin werden die sich ewig erinnern.“

Ja, das freute mich wirklich! Ich nahm mir vor, die nächsten Male ein energisches „HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH“ zu dröhnen – und den Kreißsaal schnell zu verlassen.

Wie lange kann das dauern?

Obwohl alle Geburten völlig anders waren, schon allein durch die unterschiedlichen Persönlichkeiten der Frauen, verliefen sie grundsätzlich einigermaßen ähnlich.

Die Frauen kamen zwar schnaufend, aber echt noch gut gelaunt in den Kreißsaal mit ihren Männern. Sie schauten einen voller Erwartung an und freuten sich einfach, dass alles noch einigermaßen gut auszuhalten war und dass es endlich gleich los ging. Dann irgendwann sahen sie sehr gestresst aus, und auf die Frage, ob sie etwas gegen die Schmerzen haben wollten, antworteten sie meist: „Nein, nein, das ist noch nicht nötig.“

Gut, dass die Mutter ihr keinen Klaps auf den Hintern verpasste. Gewundert hätte mich das nicht.

Dann kam noch die Tante dazu, die allerhand „gute Tipps“ parat hatte. Dass Frau D. das alles ziemlich selbstbestimmt handhaben durfte, begriff sie erst, als Lotte ihr das im Bad, wo die zwei allein waren, deutlich sagte. Mutter und Tante wollten Frau D. sogar auf die Toilette begleiten. Na, das wäre was für mich gewesen ... Lotte hatte aber das richtige Händchen, um so etwas zu verhindern.

Als Frau D.s Fruchtblase während eines kleinen Spaziergangs platzte, kam sie wieder in den Kreißsaal und die Wehen wurden heftiger. Und weil Frau D. damit etwas überfordert war, erbrach sie sich in die Schublade des CTG-Gerätes. Tante und Mutter hatten zwar weiterhin gute Ratschläge parat, aber atmen wollte mit ihr dann keiner mehr. Und da ich ja der große Meister-Atmer war, habe ich dann mit ihr geatmet.

Dann kam Frau D.s Ehemann dazu, setzte sich daneben und war ein einziges nervliches Wrack. „Mann, warte draußen!“, herrschte Frau D. ihn an. Dem leistete er nur zu gern – und würgend – Folge.

Frau D. war für eine Türkin ungeheuer tapfer. Ich hatte mal gehört, dass sich die Zahl der Geschenke nach der Intensität des Wehgeschreis richtete. Es war also klar, dass natürlich auch Frau D. irgendwann anfang zu schreien, aber wenigstens die Fensterscheiben blieben ganz.

„ICH WILL NE PDA!“, rief sie irgendwann.

„NEIN! Das willst Du nicht!“, riefen Tante und Mutter.

„Wenn sie eine PDA will, kriegt sie natürlich eine, wenn der Befund entsprechend ist!“, meinte ich.

„Nein!“, sagte die Tante. „Das sagt sie nur, weil sie Schmerzen und Angst hat!“

„Wenn man weder Schmerzen noch Angst hat, will man auch keine. SIE allein muss das durchmachen. Deswegen entscheidet auch SIE allein das!“, war meine Antwort.

Aber da sie schon einen Muttermundsbefund von acht Zentimetern hatte, erübrigte sich die Diskussion. Denn bevor die PDA zu wirken begonnen hätte, wäre das Kind längst da gewesen.

Dann setzten die Presswehen ein. Frau D. hatte zuerst meine Hand im Würgegriff, in Windeseile griff sie danach auch noch nach meinem Hals und nahm mich in den Schwitzkasten. So schnell konnte ich gar nicht gucken.

„HELFEN SIE MIR!“, schrie sie mir ins Ohr, ohne mich loszulassen.

„Ja, okay“, röchelte ich.

Man muss sich das so vorstellen: Da stand ich also – Po rausgestreckt, meine linke Hand hielt den Cardioknopf am Bauch von Frau D. und zwischen Frau D.s Kopf und meinem Arm versuchte ich, aufs CTG-Gerät zu gucken. Dann kam eine weitere Wehe und Frau D. drückte noch mehr zu, so dass mein Hals leicht knackte.

Ich wand mich irgendwie aus diesem Würgegriff heraus. Das Kind kam, der Vater betrat den Raum, sagte „Ey, haste geschafft – äh? Siehst auch schon viel dünner aus! Hundert pro Mann!“ und flüchtete erneut würgend aus dem Zimmer, als Lotte ihn fragte, ob er die Nabelschnur durchschneiden wollte.

Geburt und drumherum

Dann kam Frau S. an die Reihe. Sie war Araberin und ihr ebenfalls arabischer Mann Koch in unserem italienischen Lieblingsrestaurant.

Die Chemie stimmte sofort zwischen uns. Als sie zu uns in den Kreißsaal kam, sagte ich ihr, dass ich gerne unbedingt das Rezept von den Scampi al forno hätte. Sie veratmete eine Wehe und versicherte mir, sie würde sich drum kümmern. Sie hätte mir in der Situation vermutlich alles versprochen.

„Wo ist denn Ihr Mann? Sollen wir den anrufen, dass er kommt?“, wollte ich wissen.

„Nein, der hat keine Zeit. Der ist mit seiner Mutter in der Stadt!“, antwortete sie.

Stellungswechsel im Kreißsaal



Abschiednehmen

In meinem ersten Ausbildungsjahr hatte sich – ich habe es schon erzählt – ein Drama im Kreißsaal ereignet, das ich so schnell nicht wieder vergessen konnte, obwohl ich nicht mit dabei gewesen war. Ein afrikanischer Junge war nach unauffälliger Geburt mit Bilderbuch-CTG kurz darauf gestorben.

Das war so unfassbar schockierend und traurig gewesen, dass ich, wann immer ich ein schwarzes Neugeborenes auf dem Wickeltisch hatte, immer genau schaute, ob es noch atmete. Selbst wenn es wach war und strampelte, konnte ich das Geschehene einfach nicht vergessen.

Hebamme Hedwig, die quasi schon seit Christi Geburt Hebamme war, hatte jenes Baby auf die Welt begleitet. Noch nie zuvor war so etwas in ihrer Laufbahn passiert. Und immer, wenn ich sie sah, dachte ich: „Du arme Frau. Welche Vorwürfe musst Du Dir machen? Was für entsetzliche Stunden musstest Du durchleben?“

Nun hatte ich mit ihr Nachtdienst und sie erzählte mir die Geschichte und beantwortete mir alle ungeklärten Fragen. Sie tat mir so leid dabei. Ihr standen die Tränen in den Augen und ich wusste, dass sie das nie so richtig würde verwinden können. Die Obduktion der Plazenta hatte – Gott sei Dank – ergeben, dass sie keine Schuld an dem Tod des Babys hatte. Genetisch war dieser Junge zum Sterben verurteilt gewesen, sobald er den Bauch der Mutter verlassen würde. Das hatte vorher bloß niemand gewusst.

Sie erzählte mir auch von Müttern, die direkt nach der Geburt verstarben und einen liebenden Ehemann mit einem weiteren Kind zurücklassen mussten. Bisher war ich der Meinung gewesen, dass so etwas heutzutage nicht mehr passieren konnte. Doch Ausnahmen gab es immer.

Diese Nacht war irgendwie ein Sichvorausgehen, dass man den Respekt vor der Geburtshilfe nie verlieren durfte. Man durfte keine Angst haben, aber die Achtung vor dem, was passieren konnte, sollte man bewahren.

Auch Lotte hatte wirklich schon alles gesehen. Sie sagte, sie hätte schon so viel Trauriges in der Geburtshilfe erlebt, dass es für ein

ganzes Leben reiche. Und trotzdem begegnete sie jeder Frau, die neu in den Kreißsaal zur Geburt kam, mit einer Hoffnung und einem Optimismus, dass man automatisch das Gefühl hatte, dass alles nur gutgehen konnte und es keine andere Möglichkeit gab, als ein gesundes Kind zu bekommen.

Lotte sagte, man dürfe den Respekt vor der Geburtshilfe nicht verlieren. Man dürfe aber auch auf gar keinen Fall Angst davor bekommen. Und das war eine Gratwanderung, die nicht allen gelang. Ich wünschte mir sehr, dass ich bei dieser Wanderung nicht vom Weg abkommen würde.

Ab dem Zeitpunkt, wo Leben entsteht, ist es, grausam gesprochen, eine Frage der Zeit, wann das Leben endet. Nach einigen Tagen? Dann merkt es die Frau meist nicht und denkt sich, dass ihre Regel dieses Mal aber ein paar Tage später dran war. Nach einigen Wochen oder Monaten? Dann trauert die Schwangere, denn sie hat sich so sehr ein Kind gewünscht. Erst nach 90 Jahren? Das war nur zu wünschen.

Der abgesagte Wunschkaiserschnitt

Frau V., 19 Jahre alt, kam eines Morgens in den Kreißsaal zur primären Sectio. Es gab keinen medizinischen Grund für einen Kaiserschnitt, aber sie hatte Angst vor den Schmerzen durch eine natürliche Geburt. Was sie bekam, waren noch mehr Schmerzen durch einen Kaiserschnitt, aber für diese Information war sie nicht empfänglich.

Es begann schon seltsam mit ihr, als ich ihr eine Braunüle legen wollte. Besser gesagt: Ich legte ihr tatsächlich eine und die lag genau richtig. Aber auf einmal ging das große Geschrei los.

Dramatisch legte sie sich eine Hand über die Augen und schrie:

„Das muss raus, iss halt das nicht aus! Iss kann niss mehr.“

Sie sagte echt, ISS KANN NISS MEHR!

„Die Braunüle, die jetzt so super liegt, soll wirklich raus? Das ist tatsächlich, was Sie möchten?“, fragte ich sie, denn ich war wirklich stolz auf mein Kunstwerk in ihrer Hand.

„Ja, schnell, iss kann niss mehr!“

„Wenn Sie keine Braunüle haben, gibt's auch keinen Kaiserschnitt!“, informierte ich sie.

„Egal, die muss jetzt raus. Iss kann niss mehr!“

„Also, wenn ich die jetzt rausnehme, werden Sie noch mal gestochen, das sage ich Ihnen fairerweise vorher“, erklärte ich.

„Iss kann niss mehr! Die muss raus!“

Und weil iss auch niss mehr konnte, nämlich mir diesen Blödsinn anhören, zog ich die Braunüle heraus, ging zu Anna, der Ärztin, erzählte ihr das und ging dann gemeinsam mit ihr zurück zu Frau V. Das durfte ich nicht verpassen. Anna war nämlich richtig gut drauf nach einer schlaflosen Bereitschaftsnacht.

Mit zusammengebissenen Zähnen ging sie zu Frau V. und schaute sie mit einem Blick an, der nichts anderes ausdrückte als: „Wenn Du gleich Theater machst, leg ich Dir die Braunüle am Fußrücken!“ Frau V. machte immer noch genug Theater, aber die Braunüle lag dann.

Ihrem Freund gab ich grüne OP-Kleidung, denn der wollte ja bei dem Spektakel dabei sein.

„Die Hose ist echt korrekt, Mann!“, erzählte er mir begeistert. „Isch wollte schon immer so Hose haben mit krass korrektem Gummizug! Echt korrekt, Mann!“ Das freute mich außerordentlich für ihn.

Dann ging es in den OP und es gab nun die Aufgabe, Frau V. eine Spinalanästhesie angedeihen zu lassen, eine Rückenmarksnarkose. Auch mit Nadel. Frau V. schrie so laut, als würde man sie bei lebendigem Leibe aufschneiden. Kaiserschnitt ohne Betäubung sozusagen!

Eine Stunde ging das so. Sie schrie und zappelte, dass es unmöglich war, ihr diese Betäubung wirksam zu verabreichen.

„Dann müssen wir eine Vollnarkose machen!“, klärte die Anästhesistin sie auf. Aber die wollte sie auch nicht.

Was war das Ende vom Lied? Der Kaiserschnitt wurde abgesagt! Das hatte ich noch nie erlebt! Noch nie, nie, nie! Und danach auch nie wieder.

Frau V. überlegte, ob sie ihr Kind doch spontan kriegen sollte. Ihr Freund musste die voll korrekte Hose natürlich wieder ausziehen. Das fand er nicht so schön.

Im PC war die Frau natürlich schon angemeldet. Und die Mitarbeiterin im Büro, die für die Verwaltung zuständig ist, sagte uns, dass ihr das jetzt gar nicht passen würde, dass die Frau doch nicht operiert wurde, denn jetzt stand's doch schon drin im System. Wie sollte sie das denn da wieder rauskriegen?

Das war dann aber nicht mehr unser Problem.

Unerfüllte Hoffnung

Wenn ich ab und an ein Bett im Kreißsaal putzte und neu bezog, fragte ich mich oft, was dieses Bett mir wohl erzählen würde, wenn es sprechen könnte.

In Zimmer 4 unseres Kreißsaals stand nun ein Bett, das die Geschichte einer Frau erzählen würde, die darauf wartete, dass das Baby, das in ihrem Bauch gestorben war, demnächst geboren werden würde. Es war ihr erstes Kind. Frau H. und ihr Mann hatten 1 ½ Jahre darauf gewartet, und nun war es in der 16. Schwangerschaftswoche im Mutterleib verstorben. Es hatte ein paar Anzeichen gegeben, dass dieses Kind schwer krank gewesen wäre, falls es die Schwangerschaft doch überlebt hätte. Trotzdem war das natürlich kein Trost für eine Mutter, die dieses Kind so gern gehabt hätte.

Frau H. lächelte, wann immer man zu ihr ins Zimmer kam, sie machte wirklich einen tapferen Eindruck. Ihre Mutter war dabei und brachte viel Wärme, Ruhe und Geborgenheit ins Geschehen, während der Mann der Frau recht hilflos und verloren wirkte.

Als sie mich fragte, wie lange „das“ dauern würde und ich ihr antwortete, dass es unter anderem auch davon abhinge, wann sie loslassen könne, fing sie endlich an zu weinen und „das“ ging voran. Frau H. ließ in dieser Nacht ihr Baby los. Im Fachjargon aber nannte

Das dritte Ausbildungsjahr



„Frau K. ist im Bad, aber ...“, begann ich.

„Komm, Aische, wir müssen ins Bad zu Latife!“, befahl sie der anderen, wohl ihrer Tochter.

„Nein, Frau K. liegt nackt in der Badewanne und entspannt sich. Ich gehe gleich zu ihr und sage ihr Bescheid. Können Sie in der Zeit noch einen Moment in der Sitzgruppe warten?“, bat ich freundlich.

Es ist ja ganz häufig so, dass die Frauen, die nackt in der Wanne liegen, es schrecklich finden, wenn bevormundende Tanten und Co. sich das Szenario aus der Nähe angucken und die eigene Ruhe stören. Da hatte es schon wirkliche „Kriege“ gegeben.

Übrigens auch in jenen Kulturkreisen, in denen die gesamte Familie einschließlich Nachbarn einer Geburt beiwohnt.

„Sagen Sie ihr das bitte JETZT!“, herrschte mich die Tante an.

„Ich mach das sehr gerne GLEICH!“, antwortete ich.

„Nein, am besten JETZT, damit sie weiß, dass ich da bin und sie sich entspannen kann.“

„Sie entspannt bereits und ich sage ihr wirklich gerne GLEICH, dass Sie da sind und jetzt nehmen Sie bitte draußen noch einen Moment Platz“, beharrte ich. Immer noch freundlich.

„Ja, sagen Sie ihr das!“

Ein letztes Aufbegehren mit vernichtendem Blick.

„Natürlich!“, flötete ich.

Melanie hatte schon einen hochroten Kopf vor Ärger. Letzten Endes half es aber nichts, sich mit der Verwandtschaft anzulegen. In so einer Betreuung musste man ja auch mit denen eine Art Team bilden, das bei der Geburt dabei sein durfte. Aber nun musste ich erstmal mit der Frau klären, was sie wollte.

Als ich es wirklich GLEICH abgesprochen hatte und die Frau ihren Besuch – nachdem sie sich ein Laken über den Körper gelegt hatte – willkommen hieß und sie gemeinsam eine lustige Badeorgie feierten, kam eine neue Aufgabe auf mich zu.

Tripper? Woher denn!

Frau B. erschien mit Mann und Schwiegermutter im Kreißsaal. Sie konnte so gut wie kein Wort deutsch, war 19 und erwartete ihr erstes Kind. Da sie bereits vier Tage über dem errechneten Termin war, kam sie zur CTG-Kontrolle und meldete sich bei der Gelegenheit gleich zur Geburt in unserem Kreißsaal an.

Die Schwiegermutter und der Mann von Frau B. waren sehr nett, aber Erstere legte eine Dominanz an den Tag, die ich irgendwie freundlich bremsen wollte – denn sie beantwortete Fragen, die ich eigentlich ihrer Schwiegertochter stellte. Ich denke, sie war einfach sehr aufgeregt und fürsorglich. Gemeinsam haben wir dann ein akzeptables Maß „erarbeitet“, würde ich sagen.

Ich führte das Aufklärungsgespräch über Prophylaxen des Neugeborenen. Neben dem Vitamin K für die Blutgerinnung gab es in meiner Klinik noch Augentropfen in Form von Silbernitratlösung. Die kamen aus einer Zeit, in der die meisten Frauen eine Geschlechtskrankheit hatten. Entbanden sie vaginal, konnte das Kind wegen der Bakterien, die es in die Augen bekam, erblinden. Daher erhielten damals prophylaktisch alle Babys diese Tropfen, die übrigens bestialisch brannten und schwarze, ungewischbare Flecken auf Kunststoff hinterließen...

In neuerer Zeit gab es diverse Abstriche, die man machen konnte, um sich über eventuelle schlechte Bakterien im Klaren zu sein, und man wusste mittlerweile auch, wie man in den Besitz dieser Geschlechtskrankheiten kommen konnte. Ich erklärte Frau B. daher:

„Die Tropfen sind sinnvoll, wenn Sie eine Geschlechtskrankheit mit dem Namen Tripper haben. Haben Sie die?“

Der Mann von Frau B. fragte: „Was ist das?“

„Das kriegt man, wenn man Sex mit vielen unterschiedlichen Männern hat“, sagte ich.

„Hat sie nicht!“, riefen Schwiegermutter und Ehemann gemeinsam.

„Ich bin ihr Erster!“, fügte er hinzu.

„Und stellen Sie sich vor, die beiden hatten ihr erstes Mal erst nach der Hochzeit!“, informierte mich die Schwiegermutter stolz.

Noch 179 Tage bis zur Hebamme



Eva – Genie und Wahnsinn

Nun waren es noch 179 Tage, bis ich das Stück Papier in den Händen halten würde, das mich zur „Hebamme“ machte.

Mein geliebter Kreißsaal, in dem ich meine Examensgeburt absolvieren würde, hatte mich wieder. Ich war wirklich froh darüber, und ich freute mich auch über Eva. Ja, über DIE Eva. Über Spülen-Eva. Über die berühmte Mir-wird-schlecht-wenn-ich-sehe-wie-du-ein-CTG-anlegst-Eva. Eva und ich waren nämlich mittlerweile SO.

Bei meinem ersten Dienst nach der Rückkehr stand eine primäre Sectio an.

Diesen Dienst hatte ich mit Eva. Ein gewisser Respekt vor Diensten mit ihr war geblieben, das musste ich sagen, aber die acht Stunden an jenem Tag gingen über die Bühne, ohne dass ich in die Spüle gerufen wurde.

Ich war erstaunt.

„Du hast mich nicht einmal in die Spüle zitiert und die Plazententruhe musste ich auch noch nicht auslecken, Eva! Was ist geschehen? Oder hab ich es heute einfach tatsächlich mal gut gemacht?“, fragte ich sie.

„Na also hör mal“, gab sie empört zurück und schüttelte den Kopf, grinste und ich bildete mir ein, sie wurde ein wenig rot. Wahrscheinlich weil Michelle, meine Freundin aus der Hebammenschulklasse, daneben saß.

„Gott sei Dank musste ich das alles noch nicht ertragen“, sagte Michelle leise.

„Nein? Also wenn du das mal durchmachen musstest, gehst du mit Eva durch dick und dünn, ich sag’s dir, Michelle!“

„Jetzt hör endlich mal auf damit!“, sprach Eva. Tja, aber so war das. Ich verzieh alles und vergaß nichts.

In unserer Schule lief’s meistens so ab: Zwei Minuten vor acht Uhr waren maximal drei Schülerinnen im Raum. Der Lehrer kam Punkt acht. „Huch, so wenige ... Kommen noch welche?“, wurde gefragt. „Mit Sicherheit“, die Antwort. Zehn Minuten später erschienen fünf

weitere Schülerinnen. „Die anderen kommen auch gleich!“, wurde der Lehrer informiert. „Gut, dann warten wir am besten noch.“

Weitere zehn Minuten später schlurfte der Rest herein. Nicht leise. Und schon mal gar nicht „Entschuldigung“ sagend, sondern mit dampfenden Kaffeetassen und einem verärgerten Blick darüber, dass der Unterricht tatsächlich „schon“ begonnen hatte. Dann wurde laut übers Wochenende gesprochen, übers Smartphone im Internet gesurft, schnell noch auf Facebook gepostet, dass man gerade voll ätzenden Unterricht hat und man „das Kotzen kriegen könnte bei dem Sackgesicht da vorne“.

Wäre Eva unsere Lehrhebamme gewesen, hätte es niemand gewagt, später als 7:50 Uhr leise auf seinem Platz zu sitzen und dabei um Gnade zu winseln. Wäre jemand 8:01 Uhr in der Schule angekommen, hätte er, wenn überhaupt, zur kleinen Pause kleinlaut den Hörsaal betreten dürfen.

„Unterrichte bei uns!“, bat ich sie. „Dann wär’s im Unterricht mal leise, du kannst die Leute gut strammstehen lassen.“

Sie grinste und guckte mich skeptisch an.

„Die wollen mich aber nicht“, sagte sie.

„Glaub ich, Eva. du darfst auch erst im Unterricht den Wind von vorn anmachen und nicht schon vorher.“

Merkte Eva, dass man gern etwas von ihr lernen wollte, war sie der beste Freund, den man sich vorstellen konnte. Sie verteidigte einen, wo es nur ging, und erklärte einem alles, wirklich alles, alles. Dazu musste man sich aber erstmal trauen, etwas von ihr lernen zu wollen. Primär gab es nämlich am Anfang nur eins, was man von ihr wollte: am Leben gelassen werden. Hatte man diesen Punkt aber überwunden, ging’s eigentlich.

Dennoch, Eva drehte manchmal trotzdem durch. Und mir war’s schon ein bisschen unheimlich, dass die ersten beiden Dienste mit ihr so völlig zwischenfallslos vorübergingen. Ich dachte schon, sie wäre „kaputt gegangen“, aber sie funktionierte noch, wie ich feststellen sollte. Das hielt ihren Blutdruck oben.

Kurze Zeit später erlebte ich mein erstes Wiedersehen mit einer Frau, die ich schon einmal betreut hatte.

Im ersten Lehrjahr war ich bei der Geburt der kleinen Olga dabei gewesen. Ihre Mutter, Frau Sch., brachte sie binnen zehn Minuten auf die Welt. Vorher war sie noch mit ihrem Mann beim Gottesdienst gewesen, der so schön gewesen war, dass sie noch bis zum Ende dort geblieben waren. Mutige Einstellung beim vierten Kind. Sie hätte es direkt dort in der Kirche bekommen können. Vielleicht noch im Krippenspiel. Wäre ja praktisch gewesen.

Als sie sich kurz vor meinem Examen für die Geburt des fünften Kindes anmeldete, sagte sie zur Begrüßung an der Tür: „Sie kenne ich! Sie waren bei Olga dabei! Werden Sie auch wieder kommen?“

„Je nachdem, wie der Dienstplan so ist!“, meinte ich. Denn einer Frau zu versprechen, dass sie mich zur Geburt anrufen könne, das wagte ich nicht. Eva würde das sicher rausbekommen und mich zum Gespräch unter vier Augen in der Spüle einladen. Da war ich nicht so scharf drauf.

Vier Wochen später klingelte es an der Tür. Frau Sch. und ihr Mann kamen in den Kreißsaal. Von ihren roten Bäckchen her zu schließen war ich mir sicher, dass sie das meiste der Geburt bereits hinter sich hatte. Aber sie rief glücklich: „OTTMAR! EIN WUNDER! SIE IST HIER! SIE IST HIER!“

„Guten Tag, ich bin Hebammenschülerin Anna-Maria Held, und übrigens bin ich der Messias der Geburtshilfe ...“, dachte ich. Gleich gefolgt von: „Oh Gott, oh Gott, was soll man da sagen.“ Aber rührend war das schon.

Ich brauchte gar nichts sagen, sie fiel mir nämlich einfach um den Hals und ihr Mann auch und ich war mir sicher, dass, wenn ich sie nicht sofort in ein Entbindungszimmer bringen würde, wir das Kind auch auf dem Flur hätten bekommen können. Am Bett stellte ihr Mann erstmal ein Abbild von Maria auf, sie waren beide sehr gläubig. Ich glaube, sie durften nicht verhüten und würden daher mindestens noch weitere fünf Kinder kriegen. Das glaubte ich wirklich.

„Können Sie noch mal untersuchen? Es ist bestimmt weitergegangen“, bat Frau Sch.

„Drückt's denn mehr?“, fragte ich, denn jede unnötige vaginale Untersuchung wollte ich wegen der Infektionsgefahr vermeiden. Und wirklich schön war das ja für keine Frau.

„Nein!“, sagte sie.

„Dann lass ich das mal. Legen Sie sich doch mal gemütlich hin oder auf die Seite oder trinken Sie einen Tee!“, empfahl ich.

„Nein, ich möchte gleich mein Baby haben!“, sagte sie voll froher Erwartung, nach wie vor bereit zum Absprung auf ihrer Entbindungsschanze.

„Können Sie JETZT noch mal untersuchen?“, fragte sie zwei Minuten später.

„Drückt's denn JETZT mehr?“, fragte ich.

„Nein, also JA SEHR!“, versuchte Frau Sch. ihr Glück.

Anja, die diensthabende Hebamme, war gerade bei einer Geburt nebenan beschäftigt, aber alleinlassen, um mir eine Zweitmeinung zu holen, konnte ich diese Frau auch nicht. Wenn die Fruchtblase jetzt gesprungen wäre, hätte ihr Kind sicher vor dem Bett eine Bruchlandung hingelegt.

Als Emma, die Ärztin kam, eröffnete sie die Fruchtblase, noch bevor ich meine Handschuhe anhatte und Frau Sch. presste. Eva hatte mir zwar einmal gesagt, dass jede Hebamme einmal in ihrem Leben eine Geburt ohne Handschuhe gemacht haben müsse, aber danach war mir ehrlich gesagt nicht so richtig und ich schaffte es, mir selbige noch ganz schnell überzustreifen.

Anja hatte Emma gesagt, dass ich das mit ihr allein machen solle.

„Hören Sie auf zu pressen, hecheln Sie mal!“, flehte ich die Frau fast an.

„Na gut!“, sagte sie enttäuscht. Ich aber dachte: „Niemand steht mir gegenüber. Ob das so eine gute Idee ist? Aber dieses Kind hier zu bekommen wird keine Zauberei sein. Ich muss es nur auffangen ...“

... und spannend geht es gleich weiter im nächsten
Buch von Hebamme Anna-Maria Held:



Für Anna-Maria und ihren Mann Lennert ist die Familienplanung mit zwei lieben, gesunden Kindern bereits abgeschlossen. Doch dann passiert es, und Anna-Maria ist schwanger. Eileiterschwanger. Auf einmal wird die Hebamme selbst zur Patientin und wechselt die Perspektive. Das Schicksal trifft sie doppelt hart, denn beim notwendigen operativen Eingriff erleidet Anna-Maria nicht nur den unausweichlichen Schwangerschaftsabbruch, sondern büßt auch einen gesunden Eileiter ein.

„Um eine Ausschabung der Gebärmutter bin ich herumgekommen. Ich hatte nun wie eine alte Frau einen Wunddrainagebeutel. Unerträglich der Anblick. Und groß genug mein Gejaule, sodass er dann ein paar Stunden später von Ärztin Emma entfernt wurde. Dann begann die Heulerei und es heulte von ganz allein. Ich rief Lennert an, erzählte ihm kurz mit meinem Narkosekopf, was los war. OP fertig, ich wieder wach, linker Eileiter raus, alles doof. Mehr ging nicht. Und weil ich so am Heulen war, wollte ich auch nicht, dass Lennert mit den Kindern kam. Die hätten das überhaupt nicht verstanden. Denn wegen ‚eines Blinddarms‘ heult man eigentlich nicht.“